

Thomas Vesting

Die Medien des Rechts: Schrift

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2011

Heiße Schriften und kalte

Theorie der Schrift

Schrift und Schriftsprache

Durch Schrift werden die Anwendungsmöglichkeiten der Sprache enorm erweitert und diese in ihrer linguistischen Struktur – als *langue* im Sinne Ferdinand de Saussures – grundlegend verändert. Nicht alle Schriften oder Graphismen referieren auf Lautsprache, weder Wandmalereien (Piktogramme) noch Hinweisschilder (Logogramme), weder die digitalen Programmierschriften der Computertechnologie noch die genetischen Codes der modernen Biologie. Aber wenn ein Graphismus den phonetischen Gebrauch einer gesprochenen Sprache unterstützt und schließlich an diese angepasst wird, kann man mit André Leroi-Gourhan von »linearem Graphismus« sprechen, mit Wilhelm von Humboldt von »Schrift im engeren Sinn«, von Schriftsprache oder einfach kurz – wenn und sofern der Kontext es zulässt – von Schrift. Schriftsprache hieße dann: Umsetzung – »Transkription« – der Lautsprache in ein optisches »Kommunikationsmedium«. Weil die Umsetzung der Lautsprache in Schriftsprache aber typisierte graphische Gestalten oder »Symbolschemata« voraussetzt – Folgen von Zeichencharakteren in Nelson Goodmans Terminologie –, funktioniert Schriftsprache im Unterschied zur Lautsprache, die leibliche Organe wie Stimme und Ohr nutzt, nicht ohne körperlich exteriorisierte Medientechnologie. Dieser grundsätzliche Unterschied zwischen Lautsprache und Schriftsprache trägt sicherlich dazu bei, dass Schrift schnell mit Distanziertheit, Nüchternheit, Abstraktheit usw. assoziiert wird, während Nähe, Lebhaftigkeit oder emotionale Zustände wie Freude, Wut, Zorn und Enttäuschung eher der Psychodynamik der Lautsprache zugeordnet werden.

Die Kultur des Buchdrucks wird dann genau dies beklagen: den Abgrund, den das Buch zur Welt bedeutet, die Entsinnlichung aller Erfahrung im Schreiben, Drucken und Lesen.

Obwohl das Medium der Schrift die Suggestion der Existenz eines rein geistigen Raums des Schreibens und Lesens fördert, ist Schriftsprache doch wie Lautsprache an Vollzugsformen – Performanzen – in der gesellschaftlichen Wirklichkeit gebunden. So wie das Sprechen einer Sprache und die Zuordnung von Bedeutungen eine *soziale Praxis* ist, ist auch die effektiv vollzogene (Schrift-)Kommunikation das »Bezugssystem«, von dem aus die Koordinaten des jeweils individuellen Schriftgebrauchs festgelegt werden. Wittgenstein weist zu Recht darauf hin, dass »Beschreibungen« nicht für sich existieren, sondern nur als Instrumente für »besondere Verwendungen«. Zum gleichen Ergebnis kommt die abstrakter ansetzende Symboltheorie Nelson Goodmans: Das Zeichen als Bedeutungsträger – als »Symbolsystem« – ist nichts ohne sein (soziales) Bezugnahmegebiet. Im Fall der Schrift sind sprachliche Symbole aber mit völlig anderen medialen Bedingungen und Möglichkeiten konfrontiert als im Fall der Lautsprache: Während Namen und Phrasen im Medium der Oralität keinen anderen Träger haben als die Fülle des Klangs und daher im Moment ihrer Aussprache sofort wieder zerfallen, ist es mit Hilfe der Schriftsprache möglich, Wissen aus je konkreten Beziehungs- und Kommunikationsnetzwerken herauszulösen und symbolisch zu objektivieren. Das ermöglicht nicht zuletzt die Heraufkunft einer inneren Stimme, die das Geschriebene nachträglich in einem anderen Kontext deutet und die schriftlich gespeicherten Informationen gegebenenfalls ganz unabhängig von ihrem ursprünglichen Herstellungszusammenhang verwendet. Umgekehrt kann die Lautsprache nie von den situativen Bedingungen des Sprechens und Hörens – der Stimmlage (Intonation), der Lautstärke, der Artikulationsdeutlichkeit, der Sprachmelodie, der Sprechgeschwindigkeit, den äußeren Umständen usw. – abgelöst werden.

Schrift organisiert das sprachliche Zeichenrepertoire in Form von Oppositionen. Dazu werden die phonetischen Distinktionen aus einer Logik fließender Übergänge gelöst, bis zu dem Grenzfall, in dem Verweisungszusammenhänge zwischen zwei Seiten nur noch in Gestalt des Entweder/Oder vorkommen. Schriftsprache operiert also nicht per se über Differenzen, vielmehr scheint gerade die seit de Saussure vorherrschende semiologische Auffassung der Sprache, der zufolge Sprache von Differenzen zwischen Zeichen und nur von diesen lebt, von einem Typus der Zeichenbildung abhängig zu sein, der den Lautstrom der gesprochenen Sprache in diskrete und nicht weiter auflösbare »kleinste Elemente« zerlegt. Das ist schrifthistorisch gesehen aber erst relativ spät der Fall und gilt nur für Alphabetschriften. Gerade in ihren ästhetischen Eigenschaften basieren Alphabetschriften auf extrem abstrakten Zeichen: Sie

verwenden Zeichencharaktere »aus willkürlichen Differenzen opaken Materials«, das »jenseits des Semiotischen zu verorten ist«, das heißt sie gebrauchen ästhetische Gestalten, die im Unterschied zur starken Bildhaftigkeit etwa der altägyptischen Hieroglyphenschrift jede Verbindung zu den Dingen verloren haben. Deshalb verfügen Alphabetschriften über sehr spezifische Charakteristika. McLuhan nennt die Alphabetschrift in *Understanding Media* (1964) auch ein heißes, explosives (»detailreiches«) Medium. Die Alphabetschrift geht der gesprochenen Sprache nicht einfach nach, steht nicht für die Sprache, ist keine geschriebene Sprache, Zeichen des Zeichens, wie es die westliche philosophische Tradition unter einem eher zweifelhaften Rekurs auf Aristoteles lange gesehen hatte. Die vollständige Isolierung des Zeichengebrauchs von allen außersprachlichen Verweisungen ist kein universelles Prinzip der Schriftsprache. Erst auf alphabetschriftlicher Grundlage kann das Verhältnis von Signifikant und Signifikat wie bei Saussure als radikal willkürlich gedacht werden bzw. – wie bei Luhmann – als Zwei-Seiten-Form im Sinne von George Spencer-Brown.

Dass die seit de Saussure vorherrschende semiologische Auffassung der Sprache kein universales Prinzip der Sprache ist, lässt sich auch an der Lautsprache zeigen. Lautsprache beruht nur in einem sehr eingeschränkten Sinn auf dem Gebrauch von »Zeichen«. Der mündliche Sprachgebrauch funktioniert vielmehr über extrem hohe Redundanzen in den sprachlichen Artikulationsformen: Eine bedeutungsdifferenzierende Funktion kann Lautsprache nur durch eine hinreichend stabile Wiederholung der immer gleichen Artikulations- und Verwendungsweise der Worte gewährleisten, und entsprechend sind, wie schon der ältere Strukturalismus der Prager Schule richtig gesehen hat, Namen und Bezeichnungen, allenfalls die Silbe, nicht aber das Phonem die kleinste Einheit der gesprochenen Sprache; der einzelne Laut ist dagegen ein Produkt der Beschreibung der Lautsprache durch die Schriftsprache. Redundanz ist mit Blick auf die gesprochene Sprache also gerade kein primär informationstheoretisches Problem im Sinne der Definition von Norbert Wiener (»information is information, not matter or energy«), sondern eine Funktion der »Ästhetik von Gestalten«. Und Gestalt bedeutet hier: Einheit der Unterscheidung von Laut (Energie) und Sinn (Information), zwei Seiten, die entgegen der Definition von Wiener in der gesprochenen Sprache nicht voneinander gelöst werden können: Die Lautfolge der Silben und Wörter fixiert im Moment ihrer Artikulation, über welchen Sinn jeweils gesprochen wird, so wie in umgekehrter Richtung der Sinn bestimmt, welche Silbe, welches Wort und welche Wortfolge jeweils zu wählen sind, wenn man eine bestimmte Information lautsprachlich mitteilen will. Lautbild und Zeichenwert fallen im Medium der Lautsprache immer zusammen, ja, die gesprochene Sprache scheint gerade durch eine ganz eigentümliche Form bestimmt zu sein, nämlich durch eine – wie es bei Niklas Luhmann in einer

bemerkenswerten Anleihe bei der Hegelschen Dialektik heißt – »Unterscheidung-in-sich«.

Starre der Zeichen

Schriftsprache beruht auf dem mehr oder weniger geschickten Umgang mit typisierten graphischen Gestalten (Graphemen) und dient dem praktischen Ziel, lesbare Texte zu schreiben. Schrifttexte sind daher von topologischen Notationen und visueller (ästhetischer) Wahrnehmung abhängig. Lesbare Texte gibt es nur als lineare Zeichenfolge, und diese ist als solche starr, »ein für allemal in einem formatierten Raum gegeben und dort fixiert«. Die Schrift ist daher dem Bild verwandt, insofern sie topologisch verkörpert, lokal identifizierbar und dauerhaft ist, so wie die gesprochene Sprache der Musik nahe ist, insofern sie kontinuierlich fließend, temporal identifizierbar und flüchtig ist. Diese Nähe der Schrift zum Bild gilt besonders für Piktogramme, Logogramme und Markenzeichen wie beispielsweise den *swoosh* von Nike und führt etwa im Feld von Schriftsystemen mit hohem ideographischen Anteil (Kanji, Han ze) zu einem viel engeren Verhältnis von Texterstellung und Bildherstellung als es die moderne (europäische) Trennung von Sprachwissenschaft und Kunstwissenschaft erkennen lässt. Auch Schriftsprache muss in einen geeigneten Untergrund aus Ton, Stein, Holz, Wachs, Papyrus, Pergament, Papier etc. kunstvoll eingezeichnet und eingeschrieben werden. Daher verfügen selbst phonetische Schriften, ja verfügen noch die hochentwickelten Notationssysteme der Alphabetschrift in ihren Zeichencharakteren über einen ästhetischen Rest, der sich insbesondere in der Kursiv- oder Handschrift zeigt, ein Zusammenhang, den das Altgriechische zunächst noch bewahrt, wenn »schreiben« (*graphein*) dort bis in die klassische Zeit hinein auch »malen« bedeuten kann. Diese bildhaft-ästhetische Komponente der Schriftsprache darf auch unter den gegenwärtigen Bedingungen einer hochstandardisierten Druck- und Computerschrift nicht in Vergessenheit geraten, auch wenn die Alphabetschrift aufgrund der extrem reduzierten Ikonizität ihres Zeichenrepertoires dann unter Buchdruckbedingungen zum idealen Medium der Darstellung »reiner Bedeutungen« wird.

Es ist die Starre der Zeichen, die die besondere Medialität des Mediums Schrift ausmacht. Auch wenn Schrift für jeweils bestimmte Zwecke gebraucht werden muss, um kulturelle und soziale Relevanz entfalten zu können, kann die Medialität der Schrift gerade nicht auf den flüchtigen Akt seiner Verwendung durch ein Benutzersystem (ein menschliches Bewusstsein, ein Subjekt, eine Person) reduziert werden. Denn im Unterschied zur Lautsprache muss Schrift – um eine von Christian Stetter entwickelte Unterscheidung aufzugreifen – als »Textur« geschrieben *sein*, bevor sie als »Text« gelesen und verstanden werden

kann. Schrift ermöglicht die Unterscheidung von Semiotik und Semantik, und deshalb tritt im Fall der Schrift der Prozess des Schreibens ganz hinter sein Resultat – der lesbaren Schrift – zurück, im Unterschied zum oralen Sprachgebrauch, in dem der Gebrauch der Worte nie die Situation einer kommunikativen Episode überdauert. Insofern verändert die Starre der Zeichen die Artikulationsform der Sprache grundlegend: So wie der Schreiber nun stets für eine ihm zum Zeitpunkt des Schreibens unbekannt Zukunft und Leserschaft schreibt (das Publikum des Schreibers und Schriftstellers sind immer eine Fiktion), muss der Interpret eines geschriebenen Textes eine Vergangenheit mitlaufen lassen, aus der eine Information kommt; damit werden zugleich die kognitive Möglichkeit und der Anreiz gesetzt, die Differenz zwischen verschiedenen Zeitpunkten im Voraus (beim Schreiben) oder im Nachhinein (beim Lesen) zu reflektieren. Das ist womöglich auch ein Auslöser für tief greifende Veränderungen in der Kognition von Zeit, in der die temporale Identifikation gesprochener Worte durch eine räumliche »Ungleichzeitigkeit« des Schreibens und Lesens ergänzt wird. Diese »Ungleichzeitigkeit« ist aber schriftspezifisch und darf nicht an allgemeinen Eigenschaften von Kommunikationssystemen gemessen werden, so als würde die Kommunikation stets in einem von ihren Medien unabhängigen homogenen Raum operieren.

Jacques Derrida hat den praktischen Umgang mit dem Medium der Schrift in der *Grammatologie* (1967) als Suche nach einem »Ursprung« inszeniert und das In-die-Zeit-Setzen der Spur als den »absoluten Ursprung des Sinns im allgemeinen« bestimmt. Damit wird zwar einerseits zu Recht die Notwendigkeit akzentuiert, dass alle Sinnbildung (Bedeutungen, Ideen, Geistiges) auf außerhalb ihrer selbst liegenden Voraussetzungen basiert: Die unabschließbare Bewegung des Wiederholens, Verschiebens und Abänderns von Zeichen bringt die Präsenz des Seins als erfüllte Kontinuität auf Distanz und zeigt zugleich, »daß es einen absoluten Ursprung des Sinns im allgemeinen nicht gibt«. Aber andererseits ist doch fraglich, ob der Begriff der Spur, der seiner Idee nach auf etwas »Abwesendes« hinweisen soll, das in einem Text selbst nicht explizit gemacht werden kann, der Bruch mit dem Kontext, per se als Chiffre für »Differenz« genommen werden kann. Der Auftritt der Differenz scheint doch eher mit der Emergenz von Alphabetschriften zusammenzuhängen, die sich von ihren Vorgängern durch eine extrem abstrakte Typenbildung, durch *High Definition* im Sinne McLuhans unterscheiden. Derridas *différance*, die materielle, in Zeit und Raum sich ereignende Ausdehnung der Spur der Artikulation, die von ihrer Bedeutung nicht getrennt werden kann, wäre dann vielleicht eher als Versuch des Verstehens jenes elementaren Vorgangs zu lesen, mit dem die erste Spur eines abstrakten medialen Artikulationsprinzips von Sprache gesetzt wird, als eine Reflexion, in der es Derrida gelingt, die »*arche* des Beginns« einer eindeutigen

Typisierung von Lautsprache zu fassen. Danach würde die Differenz/*différance* eher in den Kontext der jüdischen und griechischen Schriftkultur gehören, auf die sich die *Grammatologie* ja sowohl mit ihrem Namen als auch mit ihrem Verfahren der »Lektüre« von Texten bezieht. Die Lektüre von Texten setzt überdies die Unterscheidung von Text und Kommentar voraus bzw. die Zulässigkeit der Auslegung kanonisierter Texte, die in frühen Schriftkulturen keinesfalls selbstverständlich ist und auch im alten Israel erst in nachexilischer Zeit üblich wird.

Digitalisierung der Schriftsprache

Behandelt man den Fall der Schriftsprache im weiten Horizont einer auch Gestik, Bilder und Graphismen aller Art einschließenden Semiologie oder Symboltheorie, lässt sich der Gebrauch von Zeichen in seinen jeweiligen Ausformungen mit der Unterscheidung von analogen und digitalen Verhältnissen in Verbindung bringen. In Nelson Goodmans *Languages of Art* (1968) gilt ein Symbolsystem dann als digital, wenn es semantisch eindeutig bzw. durchgängig differenziert ist, und das ist nur dann der Fall, »wenn keine zwei verschiedenen Inskriptionen denselben Erfüllungsgegenstand haben, das heißt auf denselben Gegenstand oder Sachverhalt im Bezugnahmegebiet referieren«. Durchgängige semantische Differenziertheit kommt in natürlichen Sprachen nicht vor, sondern setzt Schrift voraus, und zwar einen Schrifttypus, der die eindeutige Unterscheidbarkeit und Identifizierbarkeit des Zeichenwertes seiner Grapheme gewährleisten kann, die, in Goodmans Begriffen, syntaktische »Disjunktheit« und »effektive Differenziertheit« eines Notationssystems. Den Grenzfall eines derartigen Notationssystems bildet die binär codierte Programmierschrift von Digitalcomputern: Der Code prozessiert strikt nach einem Entweder/Oder-Schema, weil alle Unterscheidungssequenzen in die alternierenden Zustände von 0 und 1 rückgeführt werden. Das sichert nach Goodman den entscheidenden Vorzug von Digitalcomputern, nämlich die Bestimmtheit aller codierten Informationen sowie die Möglichkeit der beliebigen Wiederholbarkeit des Ablesens von Informationen, die dadurch ihrerseits stabil gehalten werden können. In anderen Worten: Auf der Achse von analoger Dichte zu differenzierter Artikuliertheit befindet sich die Schrift elektronischer Impulse am äußersten Rand differenzierter Artikuliertheit.

Schaut man von hier aus noch einmal auf das Medium der Lautsprache, zeigt sich, dass die Bildung von Differenzen nach dem Muster digitaler Verhältnisse in oralen Kulturen nicht möglich ist. Die in der Lautsprache verwendeten Artikulationen sind in ihren Grenzen notwendigerweise schwach konturiert; eine scharfe Begrenztheit der Begriffe ist dort nicht zu erreichen. Lautsprache ist also

semantisch notwendigerweise analog organisiert, nur in seiner Syntax weist die gesprochene Phrase digitale Elemente auf. Diese Einsicht der jüngeren Symboltheorie und Linguistik entspricht ganz den Ergebnissen der Forschungen zur oralen Poesie, wie sie Marcel Jousse, Milman Parry und andere schon im frühen 20. Jahrhundert vorgelegt haben: Danach hängt die differenzgenerierende Rolle der Syntax intrinsisch mit den mnemotechnischen Anforderungen oraler Poesie zusammen, die in der strengen Metrik des Sprechgesangs und einer Vielzahl formelhafter (fixer) Sprachwendungen ihre Lösung findet. Alle Formbildung wird hier durch Muster der Wiederholung von Vertrautem geleistet, die ihrerseits – als Muster – vielfach durch ritualpraktisches Handeln sozial und institutionell abgesichert sind, im archaischen Griechenland etwa in Form einer engen Verknüpfung von Poesie, Musik und Tanz, die bis in das Curriculum der klassischen Zeit hineinreicht (*mousike*). In der epischen Poesie Homers gehört zu dieser Kompositionstechnik die Form der »austarierten« Phrasen, eine Ausbalancierung von Oppositionen nach dem Muster »auf der einen Hand, auf der anderen«. Die narrative Struktur der hebräischen Poesie – auch der biblischen Verse – wird in ähnlicher Weise von einem Parallelismus getragen, bei dem das Neue immer ein Echo mitführt, das auf Bekanntes referiert, etwa in Form eines Wortpaares nach dem Muster »Wie Schnee im Sommer – und Regen während der Erntezeit«. Es bleibt bei Differenzen innerhalb des Identischen, bei Unterscheidungen-in-sich, und diese linguistische Struktur blockiert in oralen Kulturen die Möglichkeit der vollen Entfaltung der Differenz als Unterschied zweier Seiten.

Erst Schrift ermöglicht die Umformung von analogen in digitale Verhältnisse. Aber gerade wenn man die Umsetzung lautsprachlicher Artikulationsformen in das optische Medium der Schrift als Ausgangspunkt einer Entwicklung neuer Formen des Wissens nimmt, zeigt sich, dass nicht jeder Graphismus digital organisiert ist. So sind etwa Felsmalereien und Ideogramme semantisch »dicht«. Auch phonetische Schriften und Alphabetschriften bleiben in ihrer Zeichenverwendung kontextabhängig. Sie bleiben ein Stück weit *cool* im Sinne von McLuhan, jedenfalls solange sie strukturell als Konsonantenschrift organisiert sind, bei der das richtige Wort aus dem Kontext interpoliert werden muss, der Text also eine persönliche Beteiligung bzw. Eigenleistung des Interpreten verlangt, der damit zum Autor eines anderen Textes wird. Eine Auflösung in kleinste bedeutungsdifferenzierende Einheiten, welche die beiden syntaktischen Erfordernisse der Eindeutigkeit (Disjunktheit) und effektiven Differenziertheit der Typen sichert, leistet erstmalig ansatzweise die griechische Alphabetschrift, und es ist gerade die im Vergleich mit anderen Schriftsystemen – etwa im Vergleich zur chinesischen Schrift – geringe Prägnanz der Ikonizität der Buchstabenfiguren des Alphabets, gewissermaßen ihre ästhetische Indifferenz

und interne Qualitätslosigkeit, die diese zum idealen Träger schematisierter Bedeutungen macht. In ihrer Vollstufe wird die Digitalisierung der Schrift zwar erst durch die visuelle Intensität des Buchdrucks und eine damit möglich werdende effektive Organisation der Orthographie erreicht; nichtsdestotrotz ist die griechische Alphabetschrift der evolutionär einmalige Fall einer Schrift, in der die »Digitalisierung im Grundprinzip dieses Graphismus« bereits angelegt ist. Derrick de Kerckhove hat diese Beobachtung zu der These zugespitzt, dass die griechische Alphabetschrift den codierten Sprachen des Computers insofern ähnlich sei, »als beide nicht zwangsläufig den Körper des Lesers beteiligen müssen, um zu funktionieren.« Möglicherweise konnte deshalb in der griechisch-römischen Antike das noch die gegenwärtigen juristischen Interpretationslehren beseelende Phantasma entstehen, geschriebene Rechtssätze könnten als solche semantisch eindeutig sein. Die Interpretation verfährt danach nicht kreativ und lehnt jeden deterministischen Effekt des Schreibens ab (wie die jüdische Tradition), sondern vermag die in der Schriftsprache gespeicherten Informationen, den Willen des Gesetzgebers, exakt und kontextunabhängig wie ein Digitalcomputer »abrufen«.

Unter dem Strich ergibt sich aus diesen schrifttheoretischen Überlegungen ein wichtiges methodologisches Postulat: Wenn es richtig ist, dass sich Schrift als Medium gegenüber dem Mediatisierten nicht neutral verhält, sondern alles Wissen die »Spur« seines Mediums in sich bewahrt, dann ist die ästhetische Typik der graphischen Zeichenbildung und die Radikalität, in der diese Typik in den Alphabetschriften entwickelt wird, von großer Bedeutung für eine Medientheorie des Rechts. Vor diesem Hintergrund käme es darauf an, die Verschiedenheit der frühen Schriftkulturen und ihre Differenzen untereinander mit verschiedenen Pfaden der Schriftevolution und ihren jeweiligen Wissensformen zu verknüpfen und von hier aus auch die Übergänge zur Schriftlichkeit im Recht zu erfassen. Dagegen besteht die Gefahr der Vernachlässigung des Zusammenhangs von Schrifttechnologie und kultureller Evolution gerade dann, wenn man den Begriff der Schriftkultur zu einseitig mit praktischen Formen und Typen der Schriftverwendung in Verbindung bringt oder Kultur – wie etwa Clifford Geerts in *Dichte Beschreibungen* (1983) – als Effekt einer anthropologisch tiefsitzenden Fähigkeit des Menschen fasst, seit jeher »in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe« verstrickt zu sein. Schriftkulturen sind sicherlich nie frei von sozialen und anthropologischen Komponenten, und ob eine Schrift für dokumentarische oder performative Zwecke verwendet wird, ist nie nur von der Schrifttechnologie abhängig. Andererseits mündet die Analyse der kulturellen Evolution ohne Berücksichtigung der sie tragenden Medientechnologien und der daran gebundenen Wissensformen aber schnell in einen vordergründigen Kulturalismus im Stil des 19. Jahrhunderts, der Gemeinschaften einen besonderen

»Geist« zuschreibt und schon die antike Welt in Nationen und ihnen entsprechende »kollektive Identitäten« gliedert (die Ägypter, die Sumerer, die Juden, die Griechen, die Römer usw.). Es wäre aber erst einmal zu klären, wie es zu einer kollektiven Ebene des gemeinsamen Wissens kommt, an dem Einzelne sich beteiligen und in das sie ihre Erfahrungen einbringen können, und welche Rolle das Recht im Prozess der Bildung und Reproduktion derartigen Wissens spielt.